

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Um Schlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 22 Nummern 8 Thlr. Bestellungen nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.



Neue Folge

Dritter Jahrgang.

No. 23.

Donnerstag, am 2. Juni.

1853.

### Der erste Ball.

Novelle  
von

Minna Bauer.

In einem düsteren, klösterlich eingerichteten Zimmer saß die liebliche Udele bei einer altmodischen Schirmlampe und ließ gähmend die Arbeit bald in den Schooß sinken, bald nahm sie dieselbe wieder auf und versuchte sie fortzusetzen. Endlich aber sank das blonde Köpfchen auf die Lehne des usurpirten Großvaterstuhls, der eigentlich nur der Tante zukam und von der Nichte nur in deren Abwesenheit eingenommen werden durfte, schlaftrunken zurück.

„Ach,“ dachte Udele im träumenden Zustande, Johanna besucht heute den herrlichen Ball. Ich hat sie, sich mir in ihrem schönen Anzuge zu zeigen, sie kommt nicht! — Die Glückliche, sie hat nicht Zeit an mich zu denken! — Ach, wer doch auch nur einmal einen Ball besuchen könnte!“

Da hielt ein Wagen; Udele sprang auf und eilte an's Fenster. „Es ist Johanna und Sophie.“ Sie sprang ihnen entgegen.

„Kommst Du schon, Hannchen?“ rief sie freudig

und schlank ihre Arme um den Hals der Schwester. Sie zog diese in's Zimmer, nahm ihr eilig den Mantel ab, enthüllte die Lampe und stellte sich dann in einiger Entfernung vor die Schwester hin. „Wie schön! O Gott! Wie schön!“ jauchzte sie starr vor Bewunderung und Entzücken. „Ach, Johanna, so etwas habe ich noch nicht gesehen!“

„Weil die alte, bigotte Tante Dir nie erlaubte, mich in meinem Ballstaate zu sehen, geschweige denn, mich auf einen Ball zu begleiten,“ sagte Johanna. „Sehen Sie Sophie,“ sagte sie, sich zu ihrer Begleiterin wendend, „ist es nicht recht traurig, daß dieses arme Kind seine Jugend so einsam an der Seite einer alten Betschwester hinbringen muß? Ist es nicht recht unglücklich für mich, daß ich, von dem guten Onkel mit allem Ueberfluß des Lebens überschüttet, nichts für diese liebe, sanfte Schwester thun kann, weil die Alte sie wie ein Drache in ihren Krallen festhält?“

„Ja, es ist schlimmer das,“ bestätigte Sophie, während Udele, ganz versunken in Johanna's Puz, kaum etwas anderes sah und hörte. Wie ängstlich berührte sie mit ihren schlanken Fingern das weiße Kreppkleid der Schwester, mit welchen zärtlichen

Blicken betrachtete sie die Rosen in Johanna's Locken und an ihrem Kleide; wie zart nahm sie das Bouquet, welches jene am Busen trug, in beide Hände und hauchte einen Kuß darauf.

„Wie es auch nur kam,“ fuhr Sophie fort, „daß Zwillingsschwestern nach dem Tode ihrer Eltern in so verschiedene Hände kommen mußten, da man doch glauben sollte, es dürfe bei solchen nie eine Trennung der Körper sowohl, als der Seelen stattfinden.“

„Leider hatte unsere gute Mutter auf ihrem Todtenbette der Schwester auf deren dringende Bitten eine ihrer Töchter versprochen. Unsere Mutter hatte der Tante Beate den Mann ihrer Liebe abwendig gemacht und geheirathet, dafür zum Ersatz verlangte Beate dasjenige Kind, welches dem Vater am ähnlichsten sähe. Dies war Adele. Aber sie hat die Arme nicht zu sich genommen, um ihre Liebe für diesen Vater auf das Kind zu übertragen, sondern um ihren Haß, ihre Rache an diesem zu fühlen. Trotz ihrer Frömmerei mißhandelt sie meine arme Schwester auf jede mögliche Art. Adele hat keine Kindheit gehabt und keine Jugend, sie hatte nie ein Vergnügen, das arme Kind!“

Weinend war Adele in den Stuhl gesunken, Johanna's Worte führten ihr ganzes freudenloses Dasein wieder an ihr vorüber.

Sophie umfaßte sie und sagte liebevoll: „Seien sie ruhig, Herz! Ihr Schicksal wird sich freundlicher gestalten! Sehen Sie mich an. Neunzehn Jahr bin ich die Verlobte eines Mannes, den ich unaussprechlich liebe. Ich war fünfzehn Jahr, als ich ihn kennen lernte, jetzt bin ich vierunddreißig. Von Jahr zu Jahr verlor sich die Hoffnung, ganz sein zu werden, in immer weitere Fernen. Er ist arm und zu stolz, um sich von seiner Frau ernähren zu lassen. Mein Bruder war krank, ich war seine Pflegerin, mein Bräutigam ist immer fern, so hab' ich keine Jugend gehabt und keine Freuden. Nun aber endlich seh ich mich am Ziel. Mein Bräutigam hat eine Anstellung, welche uns anständig versorgt und, da er sie hier erhalten hat, mich nicht von dem kranken Bruder trennt. Nun hol' ich im Alter die verlorene Jugend nach.“

„D,“ sprach Adele mit kindlicher Innigkeit, „hätte ich einen Bräutigam, wär' ich geliebt und

liebte ich so recht herzlich, wie gern wollte ich alles entbehren, wie gern zwanzig Jahre und länger wärten, bis ich sein Weib würde.“

„Es ist wahr,“ bestätigte Sophie, „die Liebe ersetzt alles. Und wie schnell verinnet dabei die Zeit.“

„Ja, die Zeit verinnet,“ rief Johanna, aus tiefem Sinnen erwachend, „und wir haben Eile. Flugs, Sophie, helfen Sie mir mich auskleiden und Adele anzuputzen! Sie muß statt meiner auf den Ball gehen.“

Adele war starr vor Schreck über eine solche Zumuthung. „Nein! Nein!“ rief sie, in den äußersten Winkel des Zimmers flüchtend. Aber Johanna ließ sie nicht.

„Du mußt! Du mußt! Mir zu Liebe, Adele! Sieh nur, wie Dich diese Rosen einzig kleiden!“ Dabei hatte sie den Kranz aus dem Haar gewunden und der Schwester aufgesetzt. „Nein, Sophie, kann man reizenderes sehen? Wie unser Dornröschen. Du! Du! Hab acht, auf dem Balle findet sich ein schöner Prinz, der unser Dornröschen aus dem Schlummer, der es bisher umfassen, zur Liebe erweckt.“

„Aber die Tante!“ wandte sie ängstlich ein.

„Sie ist verreißt.“

„Wenn sie's erfährt.“

„Sie erfährt es nicht. Regine liegt schon im Bett, die Alte fliegt mit den Hühnern auf und die Lore verräth Dich nicht.“ Damit streifte Johanna das Oberkleid von weißem Krepp ab.

„Aber Du beraubst Dich des Vergnügens! Das kann ich ja nicht zugeben!“

„Ach, wie oft hab' ich Bälle besucht, ich kann in diesem Winter noch drei, vier mitmachen, Du aber nicht.“ Indem sie's sprach, öffnete sie Adelen's dunkles, einfaches Kleid und zog es ihr von den reizenden Schultern. „Sieh nur diese Perlen und diese Ohrgehänge! Auf Deinem schönen weißen Nacken sind sie tausendmal besser angebracht als an meinem Mulattenteint.“ Sie hing ihr die Ohrgehänge und die Perlen an. Adele bebte vor Wonne, dennoch aber schalt sie und wollte die Schwester abwehren, aber Johanna tanzte um sie herum und hob sie mit einem Ruck aus dem Hauskleide heraus. Adele drückte verschämt ihre kleinen Hände an die Brust. Johanna aber rief: „so Sophie, machen Sie ihr das Kleid zu, schnell!“

„Aber, Johanna, ich bitte Dich!“

„Schweig! Man wird Dich zu Deinem Glücke zwingen müssen! Nur Geduld! Einen Augenblick noch!“ sagte die Schwester besänftigend, dann jauchzte sie: „so, nun bist Du fertig, schau, schau!“ Mit diesen Worten zog Johanna Adele vor den Spiegel, diese, die sich nicht in solchem Puz gesehen, schlug verwundert die Hände zusammen und war ganz erstaunt über ihre eigene Schönheit. „Nicht wahr,“ rief Johanna entzückt, „das hättest Du Dir nie gedacht, daß Du so hübsch wärest? So! Aber nun geht! Grüß' mir meinen zukünftigen Bräutigam Baron Konrad von Walden. Stellen Sie ihn ihr vor, Sophie.“

„Er ist dort und Du entsagst dem Ball?“ rief Adele. „Du liebst ihn also nicht?“

„Welche Schlüsse, Schwesterchen! Ich kenne Walden noch nicht lange, und um zu gestehen, ob man Jemand liebe, braucht ein so stolzes Mädchen, wie ich, längere Zeit. Kurz und gut, ich lasse mich gern auffuchen. Walden wird mich vermissen und ich werde einen größeren Triumph feiern, als wenn er die ganze Nacht mit mir tanzte. — Auf, nun macht endlich, daß Ihr fortkommt. Lebt wohl! Viel Vergnügen! Sophie, ich befehle Konrad, mit meinem Lieblinge viel zu tanzen!“ — So sprechend schob sie die beiden zur Thür hinaus, bald trug der Wagen die liebliche, vor Freude und Erwartung bebende Adele auf den ersten Ball, welchem sie bewohnen sollte.

Als Johanna nun allein war, zog sie in Ermangelung anderer Kleider die der Schwester an und nachdem sie sich vor dem Spiegel über sich selbst hinlänglich moquirt und sich ausgelacht, daß sie so ausgewachsen ausfah in dem Kleide Adelen's und dasselbe noch oft grob, häßlich und abscheulich gefunden, setzte sie sich mit Gravität in den Armstuhl der Tante, nahm Adelen's Strickzeug und versuchte zu arbeiten. Dabei hielt sie einen Monolog. „Ja, ja, mein Herr von Walden,“ sagte sie, „Sie werden ihre Göttin vergebens erwarten! Man wird sich vermissen lassen vor Ihren glühenden Blicken, die nur für mich keine Blut zu haben scheinen. Ach! dadurch lassen wir uns nicht schrecken! Ich glaube, ich glaube, das ist Verstellung von Ihnen. Sie wollen nur die Liebe nicht zeigen, welche Sie empfinden, weil es eine von den Alten abgekartete

Verbindung zwischen uns beiden ist. Ach, Sie sollen sie schon zeigen! Wenn ein Mädchen wie Johanna liebt, so wär' es ja unerhört, daß sie nicht wieder geliebt würde.“ Plötzlich wurde sie ernst und sprach mit weicher Stimme: „und ich bin nicht geliebt? Nicht nur von Walden, auch von — Armer Chatelley! Sophie hat mich die Liebe ihres Bruders nur zu sehr merken lassen, wie er auch bemüht ist, sie zu verbergen. — Armer Chatelley! Krank und elend genug, müssen nun auch Seelenleiden Dich noch niederdrücken! — Doch, ich kann Dir nicht helfen. Ich liebe Walden und glaube gewiß, daß er mich wieder liebt, so kalt er sich auch stellt. — Ach, wie er staunen wird und sich ärgern, daß ich nicht komme! Am Ende läßt er es meiner armen Adele entgelten und tanzt nicht mit ihr!“ Sie sprang auf und warf das Strickzeug hin: „Walden, beleidigen Sie meine Adele, dann werd' ich ernstlich böse!“

Lore trat herein: „Herr von Chatelley ist da und bittet, Fräulein Adele besuchen zu dürfen.“

„Hast Du ihm gesagt, daß Adele nicht zu Hause ist?“

„Nein, ich habe nicht gewußt, ob ich darf?“

„So sage nichts, hilf mir den Großvaterstuhl hier in die Ecke rücken und dann geh und laß ihn kommen. Sage ihm, Fräulein Adele habe zwar heftiges Kopfsweh, er solle aber nur kommen. Ich will doch hören, was er von Adele will!“ sagte sie, als das Mädchen fort war. Sie schlang sich ein Tuch um den Kopf und setzte sich in die dunkle Ecke in den Armstuhl. „Seine schlechten Augen thun das übrige,“ meinte sie lächelnd.

Auf einen Stuhl gestützt, trat Victor von Chatelley herein, eine hohe, schlanke Gestalt, von Krankheit und Kummer etwas gebeugt. Er war vielleicht sechsunddreißig Jahre alt. Sein Gesicht war todtensbleich, und der dunkle Bart, das schwarze Haar, besonders aber die großen, gewaltigen schwarzen Augen gaben demselben etwas geisterhaftes. „Verzeihen Sie, liebes Fräulein, sprach er mit sehr weich und angenehm klingender Stimme, verzeihen Sie, wenn ich Sie so spät belästige. Wie ich höre sind Sie nicht wohl.“

„Kopfsweh, lieber Chatelley, meine alte Migräne,“ sagte Johanna mit verstellter Stimme. „Sorgen Sie sich.“

„Ich werde nicht lange bleiben,“ sagte Chatelley sich niederlassend, „nur einen Augenblick lassen Sie mich hier meine beiden vergessen. Sophie ist mit — ja mit Ihrer Schwester zum Ball; zu Haus aber allein zu sein mit meinen Schmerzen, das bewältigt meine Kraft.“

„Sind sie wieder leidend?“ fragte Johanna voll Theilnahme und vergaß darüber, die Stimme zu verstellen.

Chatelley sah sie auf einmal erschrocken an, schüttelte dann aber wehmüthig lächelnd den Kopf und sagte: „meine Phantasie spielt mir sonderbare Streiche, soeben glaubte ich Johanna's Stimme zu vernehmen. Ach, überall nur sie! — O Adele, in Ihre Seele kann ich mein Geheimniß wohl niederlegen. Sie sind ein so mitfühlendes Wesen und Sie werden nie und Niemand verrathen, was wie eine Zentnerlast auf meiner Brust liegt und mich erdrückt, wenn ich es ewig allein tragen muß. Adele, Sie werden mich nicht verdammen, weil ich trotz Krankheit und Elend Ihre Schwester liebe!“

Während er sprach, hatte Johanna immer abwehrende Bewegungen gemacht, jetzt, indem er die letzten Worte sprach, rief sie erschrocken: „Schweigen Sie, Chatelley! Ich bin's! Ich! Johanna!“

Unmuthig erhob sich Chatelley und bligte sie mit seinen mächtigen Augen versengend an. „Mein Fräulein,“ rief er, „ich hätte nicht geglaubt, daß Sie fähig wären, ein so unwürdiges Spiel mit einem ernstern Manne zu treiben.“ Er wandte sich zum Gehen.

„Lieber Chatelley!“ bat Johanna. „Bleiben Sie!“

„Nein!“

„Lieber! Lieber! Ich bitte! Verzeihen Sie mir! — Es war ja nicht böse gemeint. — Victor!“ bat sie, seine Hand ergreifend, „können Sie so hart sein?“

Tief bewegt neigte sich Chatelley und küßte ihre Stirn: „vergessen Sie, was Sie gehört! Es war für Ihr Ohr nicht bestimmt.“ Mit diesen Worten verließ er das Gemach, und tief beschämt blieb Johanna zurück.

Unmuthig stieß sie mit dem Fuße den Boden. „Da hast Du nun die Strafe Deiner Eitelkeit! Denn Eitelkeit nur war es, das traurige Geständniß aus seinem eigenen Munde hören zu wollen. Und was hab' ich nun davon? Ihn habe ich ge-

kränkt und mich gedemüthigt.“ Sie warf sich in den Stuhl und ein paar leise Thränen stahlen sich über ihre Wangen: „einfältiges Schicksal! rief sie, wieder auffpringend nach einer Pause und im Zimmer auf- und niederlaufend, „einfältiges Schicksal, warum liehest Du mich Walden kennen lernen? Ohne ihn hätte ich Chatelley geliebt. Und was that Walden, um diese Liebe zu verdienen? Nichts! Nichts! Er erwidert sie vielleicht nicht einmal! Pah! — Johanna's Liebe nicht erwidern?“ — Mit diesem äußerst beruhigenden Gedanken setzte sie sich wieder in den Armstuhl und versiel in angenehme Träumereien, welche bald in wirkliche Träume übergingen, da sie nach nicht langer Frist fast entschlummerte. — Sophiens und Adelens Rückkehr vom Balle erweckte sie erst, sie sprang schnell empor und schloß die Schwester in ihre Arme: „nun Herzchen, wie war's? Schön? Hast Du viel getanzt? Hat man Dir hübsch den Hof gemacht? — Rede doch! — Sahst Du Walden? — Ha! Was ist das?“ Dieser letzte Ausruf geschah, als Adele bleich und ohnmächtig in die Arme der Schwester zusammensank. „Was ist denn das, Sophie? Was fehlt Adelen?“

„Nichts! Nichts! Die ungewohnten Eindrücke! Beruhigen Sie sich!“ entgegnete Sophie mit schlecht verhehlter Verlegenheit. Johanna sah sie mit großen flammenden Augen an, schwieg aber. Man brachte die Ohnmächtige wieder zum Leben, aber sie sprach nicht und zitterte im Fieber. In's Bett gebracht, drückte sie das Antlitz in die Kissen, und bald hatte sich eine solche Fieberglut ihrer bemächtigt, daß sie von ihrer Umgebung Niemand mehr erkannte. Sophie mußte sich entfernen, es war bald Morgen und sie hatte nur auf Johanna's Bitten den kranken Bruder verlassen, um das junge Mädchen auf den Ball zu begleiten, da der Dheim sich für einige Wochen auf seinem Gute befand. Johanna blieb allein mit der Kranken und hoffte das Fieber werde, sie sprechen machen, aber vergeblich war dieses Hoffen: Adele blieb stumm. Nur manchmal rang sie angstvoll die Hände. So kam der Morgen, so verging der Vormittag. Der herbeigerufene Arzt erklärte die Krankheit für die Folge einer heftigen Gemüthserschütterung und versicherte, daß bei den reizbaren Nerven und schwachen Constitution der Kranken

das Schlimmste zu befürchten sei, wenn keine Beruhigung einträte.

Johanna schickte zu Sophie und ließ sie bitten, zu kommen. Diese aber hatte ihren Bruder sehr leidend gefunden und konnte ihn nicht verlassen. Johanna schrieb nun an sie, theilte ihr des Arztes Ausspruch mit und beschwor sie, zu sagen, was sie über Adels Zustand wisse. Aber Sophie schrieb: Johanna möge glauben, daß sie bei so bewandten Umständen längst gesprochen haben würde, wenn sie könne und dürfe. Sie möge Adele zum Sprechen vermögen, anderes könne sie ihr nicht rathe.

„Lächerliche Geheimnißkrämerei!“ schalt Johanna, den Brief zornig zerdrückend. „Ich will erfahren, was es hier so entsetzlich gibt. Ohne ich es doch bereits!“ Dann fügte sie lachend und mit Pathos hinzu: „Du mußt, Du mußt und kostet es mein Leben!“ Sie eilte zur Schwester und fand diese ruhiger als vorher. Johanna trat in das Lager der Kranken und schien etwas ausführen zu wollen, wozu sie den Muth nicht finden konnte, dann richtete sie sich mehrere Male wieder empor, ehe sie ihren Entschluß ausführte. Endlich neigte sie sich wieder nieder und flüsterte in Adels Ohr den Namen „Walden.“ Adele zuckte zusammen, erbleichte und vergrub ihr Gesicht mit einem dumpfen Schrei in die Kissen. Johanna richtete

sich schnell auf und floh vom Bett hinweg. In einer Ecke des Zimmers sank sie in einen Stuhl und presste beide Hände auf das Herz. So saß sie noch, als Lore eintrat und ihr einen Brief überreichte, welchen ein galonnirter Bedienter für Fräulein Adele abgegeben. Der Bediente warte auf Antwort, sagte das Mädchen. Johanna erbrach den Brief und las ihn, sie erbleichte ein wenig, dann ergriff sie die Feder und schrieb auf ein Blättchen.

„Man erwartet Sie! Kommen Sie!“

Dann schloß sie den Zettel und adressirte ihn: „An den Herrn Baron Konrad von Walden.“

„Ich werde nun die Auflösung dieses Preisrathfels erfahren!“ sagte sie höhnisch. Sie ging im Zimmer heftig auf und nieder, dann trat sie an einen Tisch, trank Wasser und wusch sich Stirn und Augen, eilte vor den Spiegel und richtete sich aus ihrer gebeugten Stellung auf, lächelte sich an und versuchte eine stolze Miene zu improvisiren; sie übte allerhand kalte, vornehme Bewegungen und eben nickte sie ihrem Spiegelbilde zufrieden zu, als Lore eintrat und den Herrn Baron von Walden meldete. Johanna, indem sie den Baron eintreten zu lassen befahl, begab sie sich in das andere Zimmer mit dem Schritte und Wesen einer beleidigten Juno.  
(Schluß folgt.)

## Sonette

von

Max Maria,

(Dichter von „Rolands Graalfahrt.“)

### III.

Wer hören will, der kann sie stets vernehmen,  
Der heil'gen Schutzgeistiger leise Schritte,  
Die uns, nach frommer Engel sanfter Sitte,  
Stets bei den Händen in Gefahren nehmen,

Die zur Gestalt von Sternen sich bequemen  
Und Könige leiten nach Iudäas Mitte;  
Und die vom Himmel steigen, auf die Bitte  
Des kleinsten Wurms, mit Sonnendiademen.

Doch wenn auch solche Geister, um zu handeln  
Als Rüstzeuge des höchsten Herr hienieden,  
In Menschenform mit uns auf Erden wandeln,

So wird uns doch, in ihrer Nähe Frieden,  
Ein Schauer stets beschleichen, fromm und lind  
Wie der, den immer ich bei Dir empfinde.

### IV.

So lang sie lebt, muß sich die Pflanze mühen,  
Den reinsten Stoff aus ihrem reinen Sein  
Zu läutern und zu klären dreifach rein,  
Mit höchstem Licht ihn emsig zu durchglühen;  
Bei Nacht geheimnißvoller Sterne Sprühen,  
Bei Tag des Gotteshimmels blauen Schein,  
Den Glanz des ganzen Jahres saugt sie ein,  
Damit es ihr im Lenze gelingt, zu blühen.  
Und wie die Pflanze wirkt, um ihre Blume  
Zu bilden, ihrem Lenze zu würd'gem Ruhme;  
So sog' auch ich, ein reiches Leben lang,

Jedweden Glanz in heißem Blühedrang,  
Damit ich jetzt, in Deines Lenzes Bann,  
Den Liebesblütenstern entfalten kann!!

## U m f o n f t.

Mit den Wolken möcht' ich ziehen,  
Mit dem Sonnenstrahl,  
Mit den Frühlingslüftchen fliehen,  
Ueber Berg und Thal!

Wohin? Wohin? ist ein Plätzchen auf Erden,  
Wo das blutende Herz Dir ruhig mag werden?  
Weißt Du einen Ort, wo Dein Hammer schweigt,  
Wo Freude ihr lächelndes Antlitz Dir zeigt.

Möchte mit den Schwalben fliegen  
Hoch im blauen Raum,  
Mit der Lerche gern mich wiegen  
Auf dem schlanksten Baum!

Warum? Warum? Wird Dein Weh Dich verlassen,  
Wenn die Winde des Himmels dich tragen und fassen?  
Wirst du in Lüften auf Bergeshöhen  
Die Spur des Glücks, des ersehnten, erspähen?

Könnst' ich mit dem Schiffelein gleiten  
Uebers Wasser klar,  
Könnst' ich mächt'ge Schwingen breiten  
Stark wie Falk und Star!

Wozu? Wozu? Im ziellosen Schwelgen  
Wirst du nimmer die fliehende Sonne ergreifen,  
Dich führt zum Glück kein Flügel, kein Boot,  
Denn die Lieb' ist das Glück; und die Lieb' ist todt! —

Julie Bur ow.

### zur Erinnerung an Ludwig Tieck\*)

von

Helmine von Chezy geb. Klencke.

Im Jahre 1802 bei einer unserer Streifereien durch das Museum Napoleon blieb Friedrich von Schlegel mit mir vor einem Bildnisse von Raphael stehen. In einer der gedankenvollen Gebirgslandschaften mit klarem Himmel, auf welchen sich hier und da ein dürftiges Lämpchen zeigt, nur um der Luft mehr Ton zu geben, steht ein junger, schwarz gekleideter Mann mit schwarzem, kurz abgeschrittenem Haar, wehmuthvollem Blicke und sanft geschwollenen Lippen, auf der Stirne thront Geisteslicht. — „Sehen Sie sich das Bild recht an, Helmine; das ist der junge Dichter, den Sie so sehr lieben; das ist Ludwig Tieck von der Seite des Genius und des Schmerzes aufgefaßt, das schlanke, dünn belaubte Bäumchen in seiner Nähe bezeichnet sein irdisches Dasein voll Schmerz und Sorge, die knappe einfache Tracht zeigt den von Glücke nicht Begünstigten, das Bild hat große Ähnlichkeit mit Tieck, ich kann nie ohne die tiefste Wehmuth daran vorübergehen; es zwingt mich zum Verweilen; da haben wir jetzt des deutschen Dichters Loos. Für den Genuß seiner Schriften ist die Welt undankbar; um sein Schicksal kümmert sich kein Reicher, kein Mächtiger; verkümmert er, so ist alles gleichgültig dabei. Zeigt er eine Schwäche, so packt der vornehme Pöbel sie an und sucht sie in den Staub zu reißen. Die Verleger zahlen ihm langsam oder gar nicht einen dürftigen Ehrensold.

„D still!“ unterbrach ich Friedrich Schlegel,

\*) A. v. R. Wir geben den nachfolgenden Aussatz der greisen Dichterin von „Webers Gurnanthe“, der uns aus Genf gekommen, mit dem Bemerkten, daß wir beinahe keiner der darin ausgesprochenen Ansichten beizustimmen vermögen, und der Standpunkt, auf dem die Verfasserin steht, als völlig überwunden zu betrachten ist.

„wie weh sollte es mir thun, wenn Tiecks Schicksal ein solches wäre!“ — Ist es denn nicht das Loos unser aller?“ sagte schmerzlich lächelnd Friedrich Schlegel „nur ein mittelmäßiger nur ein Speichellecker gedeiht, die große Welt kann geistige Größe nicht ertragen.“

Es sind nun 50 Jahre vorüber, daß dies Gespräch stattfand. Es hat sich seitdem in den Schicksalen der beiden verbrüdereten Dichter und auch innerlich viel geändert, früher noch in Friedrich Schlegel als in Ludwig Tieck. 1805 ging Friedrich Schlegel nach Köln am Rhein und änderte dort die Religion, für welche dort seine Väter so rühmlich gewirkt und gekämpft. Dies war bei ihm kein bewußter Drang noch Verbesserung seiner Lage. Er hatte sich in ein System hineingedacht und gefühlt, welches ihn nun ganz beherrschte. Die glühende Verehrung der Brüder Sulpiz und Melchior Boisseree, ihre unverkennbare Freundschaft und Johannes Bertram's Beredsamkeit, welcher die katholisch kirchlichen Zustände vor der Revolution am Rheinufer als Sittlichkeit befördernde und als Wissenschaft spendende feurig pries und die alte ostindische Religiosität mit ihren Mysterien und Dogmen als Saatenkorn des christlichen Glaubens bezeichnete, welches ihm prophetisch verkündigt, hatte großen Einfluß auf Fr. Schlegel geübt. Er ging mit seiner Gattin Dorothea, geborne Mendelssohn und den Brüdern Boisseree nach Köln, wo ihnen die lebenswürdigste Gastlichkeit, die zarteste und gediegenste Fürsorge entgegenkam. Dort schworen beide unter großer Feierlichkeit die reformirte Religion ab, und übten die neu angenommene mit Eifer und aller Blut der Begeisterung. Man muß denken, daß sie Blut und Flammen der Inquisition, der Bartholomäusnacht, des Sevenerkrieges und die Mißhandlungen und Grausamkeiten, welche die Kirche und die Monarchen gegen die Stifter der Reformation verübt, vergessen hatten und die katho-

lische Religion noch von der poetischen und glänzenden Seite auffaßten. Sie wurden so aufrichtig katholisch, wie es Kinder werden könnten, die keinen Begriff von der Geschichte haben. Als ich beide später in Wien antraf, fand ich sie in diesem Zustand; beider Loos hatte sich äußerlich verbessert. Ich traf bei ihnen eine ganze Reihe Convertiten, welche hauptsächlich ihren Kreis ausmachten. Friedrich Schlegel nicht mehr klagte über das Loos der Dichter und über den Undank der großen Welt.

Ludwig Tieck war unterdessen seinerseits gleichfalls in Rom katholisch geworden. Sein Leben und seine Werke trugen nicht die Farbe dieser Umwandlung. In das katholische Element übergespielt hatte seine Genoseva, sein Oktavian, so auch mehrere seiner Erzählungen; doch im allgemeinen war er phantastisch, ironisch und weltlich geworden; es schien, als habe er die katholische Religion einzig und allein ihrer poetischen und mittelalterlichen Seite wegen, als ein Element seiner Dichtungen benutzt und als sie es ihm gleichgültig, was sie sonst für Gewalt und Einfluß übe. Seine Vittoria Accorombona, die in meinen Augen mehr eine Verhöhnung der Sitte und des Glaubens ist, läßt die Religion bei Seite liegen. Ich sagte vorhin und will es nicht ausstreichen, daß Ludwig Tieck in Rom katholisch geworden sei; doch es fällt mir eben ein, daß es nur Friedrich Schlegel und seine Gattin mir gesagt, Ludwig Tieck hingegen mir es fest abgeleugnet, jedoch in keine andere Kirche Dresdens ging, als in die katholische und alle Zeichen, welche das Zugehören zum katholischen Glauben bekunden, in seinem Hause und Zimmer hatte. Seine Gemahlin und Töchter waren zur katholischen Religion übergetreten. Einige Jahre darauf hatte die Familie die lebenswürdige, geistreiche Dorothea Tieck zu beweinen. Ihr früher Tod war ein herber Schlag für alle und noch besonders für das Vaterherz. Dorothea Tieck war innerlich und äußerlich das ganze Bild ihres Vaters.

Ludwig Tieck hatte zu dieser Zeit keine Ähnlichkeit mehr mit dem raphaelischen Bildniß. Allein noch entdeckte man in seinem Wesen Spuren der Anhänglichkeit an die Gefühle seiner Jugendjahre. Sein schönes Angesicht, überstrahlt von den schwarzen Augensternen, glich einer Welt, die von ihnen beleuchtet wurde. Seine Gedanken verkörperten sich in seinen feurigen Blicken, seine beweglichen, regelmäßigen Gesichtszüge bekundeten Kraft und Feinheit, Scharfsinn und rasches gediegenes Urtheil. Sein Körper hatte entsetzlich von der Gicht gelitten; dennoch war ihm nichts von seiner Würde benommen. Es lag so viel Heiterkeit und Größe in seinem Ausdruck, daß man meinte, die edle Gestalt müsse sich in dem Augenblicke gebietend em-

porheben. Tieck äußerte zuweilen nicht ohne Wehmuth, daß etwa 12 Väter mehr in Nizza ihn hergestellt haben würden. Hätten seine spätern hohen und edeln Gönner doch das zu rechter Zeit gewußt! Es war nun zu spät!

Tieck verleugnete nur wenige seiner frühern Freunde und Freundinnen und war aus Gründen, die man nicht mißbilligen konnte.

Wie soll ich sie schildern oder bezeichnen, die schönen Tage, die wir und die Dresdner Freunde und Freundinnen mit einander verlebte! Welche Namenreihe, alle leuchtend und unvergeßlich! Mein edler Freund Isidorus orientalis (Graf Otto Heinrich von Löwen) mit der Seele eines Kindes, mit dem Herzen voll Liebe und Güte, mit der überreichen Phantasie, mit aller Treue eines ächt deutschen Gemüthes. Er war als der wahre Schüler Ludwig Tiecks zu betrachten. Sein Aristokratismus entsprang nicht aus Hochmuth; er war das Erzeugniß seiner Verehrung des Mittelalters. Er glaubte an edles Blut durch Abstammung von edeln Geschlechtern; das alles klingt so hübsch und ist für Hohe und Niedere so angenehm, sich vorzustellen, daß dieser Wahn, den zwar die Geschichte für den Denker zerstört hat, gleichwohl nicht aufgehört wird, Gewalt zu üben. Manche Dichtungen des Grafen Heinrich von Löwen ringen sich aus den Nebeln verjährter Vorurtheile los und zeichnen ihn ganz in seiner eigensten Eigenschaft als einen der lieblichsten Dichter, die Deutschland aufzuzählen hat. (?) Auch er dichtete in den Formen und in dem Geist, welchen die neue Schule angenommen hatte, und von welchem ich auch nicht frei geblieben bin. Zugleich gehörte er der mährischen Kirche an. Seine vortreffliche Gemahlin verschönte durch klaren Verstand und aufrichtige Güte unsern Dresdner Kreis, der sehr zahlreich und dennoch auserlesen zu nennen war. Meine Freundin Therese von Winkel, Baron Ernst von der Malsburg, Baron Vock aus Liefland, Karl Konstantin Kraußling aus Kurland, Graf Friedrich von Karlbreuth, Koes aus Dänemark, der Dichter Utterbom aus Schweden, der dort die romantische Schule gestiftet und manche anziehende Erscheinung aus der Frauenwelt belebte einen Kreis, wie vielleicht selten einer sich schloß. Tieck fand sich einmal mit den meisten dieser hier genannten Personen zusammen bei mir; er fragte jeden einzeln, ob er rauche. Alle antworteten nein. Er warf sich zurück in seinen Sessel und rief aus (und das mit dem größten Ernste und der volltönendsten Stimme:) „was das für gebildete junge Leute sind!“ Bei Gelegenheit der Honocare, welche mehrere von uns empfingen, von denen einige bedeutende waren, ohne jedoch die eines Claren zu erreichen, rief Ludwig Tieck mit Entrüstung: „welche Anarchie!“ Für solche hielt Tieck schon 12 oder 18

Louiss'or den Bogen. Welches würde aber sein Erstaunen gewesen sein, wenn er Briefe von Buchhändlern an Claren gerichtet gelesen hatte, wie keiner von uns je einen bekommen und zwar von bedeutenden Verlegern. Sie lauteten also: „Hochverehrter Herr! Erstaunen Sie nicht, wenn ich so frei bin, Erw. Wohlgeboren mit einer Bitte zu belästigen. Ich wünsche mein Verzeichniß von Schriftstellern, die für mich arbeiteten, mit Ihrem Name zu schmücken. Es ist mir nicht unbekannt, durch welche glänzende Bedingungen meine Collegen diesen Vorzug erlangt haben. Sollten Sie aber, hochverehrter Herr, der Meinung sein, ich wollte hinter meinen Collegen zurückbleiben, so stehen Sie im Irrthum; denn weit hier von entfernt wünsche ich, dieselben zu überbieten und ersuche Sie Herr Hofrath, in einem solchen Verhältniß die Summe des Honorars zu bestimmen, welche ich mich beeifern werde, Ihnen zu Füßen zu legen.“ Diesen und ähnliche Briefe habe ich selbst gelesen und gestehe ehrlich, nie einen solchen bekommen zu haben. Wenn von Claren die Rede war, so sagte Tieck mit seiner unvergleichlichen Laune: „ich kann ihn nicht tadeln; er hat mit tugendhaften Werken angefangen, die sind beim Verleger liegen geblieben; nun hat er die Fahne gedreht und befindet sich besser dabei.“

Wer könnte die Flut von Schalkheiten und geistvollen Ausfällen, die Tieck in unserm Kreise entströmten, hier auf das Papier zaubern? Er lud uns alle und unsern Freund Baron Bielfeld zu seinen Vorlesungen ein. Nach einem schmackhaften Souper wurden seine Lebensgeister rege, und das Feuerwerk seines Wises spielte rauschend und kräftig empor. Es war harmloser Scherz; allein ich sage dennoch: ich hätte in solcher Laune Tiecks, ihm nicht mögen fern sein; er verschonte nicht einmal die Anwesenden; doch wir wehrten uns nicht: was ihm Vergnügen machte, war uns theuer.

Es ist weltbekannt, mit welcher überschwenglichen Kraft und Anmuth Ludwig Tieck vorlas. Man meinte, der Dichter, den er durch seinen Vortrag in's Leben zurückrief, stehe lebendig vor uns und erschöpfe uns das kaum noch geahnte Geheimniß seiner Poesie. Man fühlte beim Zuhören, wie dies Lesen der Meisterwerke Shakespeares, Calderons (in Malsburgs Uebersetzung) Tiecks höchster Lebensgenuß sei. Von seinen eigenen Sachen habe ich nie vorlesen hören. — Als ich von Dresden schon entfernt war, sagte man mir, daß Tieck mehrere der Schauspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen vorgelesen habe. Bekanntlich war der Ertrag dieser Arbeiten zur Errichtung eines Waisenhauses bestimmt. Die hohe Wohlthäterin erreichte ihren Zweck, weil der Zudrang zu den Aufführungen ihrer zahlreichen dramatischen Werke bedeutend war.

Schon manche haben in Göthe und Ludwig Tieck wegen ihrer Vielseitigkeit Vergleichungspunkte mit Voltaire gefunden. Mir scheint diese Ansicht unrichtig. Voltaire war sehr gottlos, wiewohl auch er Gutes und Großes gethan und neben entsetzlichem Schaden Wohlthaten für die ganze Menschheit gestiftet. In meinen Augen ist Voltaire minder Lichtgeist als Glanzgeist. Die Wahrheiten, die er unter einem Chaos von Irrthümern ausspricht, fließen nicht aus der reinen Quelle feurigen Eifers für das Gute, wenigstens nicht immer. Seine wahrhaft edeln und siegreichen Bestrebungen, die Ehre des gerichtlich ermordeten Calas wiederherzustellen, ist vielleicht die glänzendste Großthat seines Lebens. Göthe's und Ludwig Tieck's Leben hat keine ähnliche That aufzuweisen. Allein im allgemeinen haben beide wohlthätig für Mitwelt und Nachwelt gewirkt und waren große Dichter, zumal Göthe, dessen göttliche Werke in Blut und Mark des Volkes übergingen, wie die von Schiller in einem noch höhern Sinne gethan, und wie die des großen gesinnungstüchtigen Ludwig Uhland, des unsterblichen Jean Paul, des weltweisen Herder u. a. Tieck war mehr künstlerisch als gesinnungstüchtig, seiner eignen Natur nach rein lyrisch; „der bedingende Drang des Lebens,“ welcher kleine Novellen und polemische Darlegungen ihm zur Nothwendigkeit machte, trieb ihn weg vom heiligen Quell der lyrischen Eräfte. Er schlug seine innere Welt in Trümmer wie einen Solitair, der dann stückchenweise verkauft wird; doch der innere Kern, der unerschöpfliche Schatz des Wissens, der feinsten und gediegensten Beurtheilungskraft blieb unberührt und verherrlichte noch seine spätern Jahre. Zeitgenosse eines Novalis, eines Schleiermacher, eines Friedrich von Schlegel, zu welchen unter Bedingungen die übrigen Mitsister der Schule zu zählen sind, z. B. Wilhelm v. Schlegel u. m. a., deren Verdienst nicht abzusprechen ist, die jedoch nicht aus eigenem, stets sich neu erzeugenden Quell schöpften, war Tieck unter diesen die reichhaltigste schöpferischste Natur und stand ganz eigenthümlich zwischen ihnen. Sich ihm nachzubilden strebten Geister, dem seinigen nicht an Aufschwung und Umfang gleich. Der Ludwig Tieck, der den Sternbald geschrieben, war nicht derselbe mehr, der den Vittoria Accorombona verfaßte, deren Erfolg viel einträglicher, als der des herrlichen Sternbald, dessen Werth das Häuslein der Gleichgesinnten zu schätzen wußte. Nicht ein Nachahmer, sondern ein Nachfolger Tieck's in der Lyrik ist Heinrich Heine, wie denn überhaupt das Lied Ludwig Tieck mehr zu danken hat, als Göthe und Uhland selbst. Die Zeit ist aus dem Paradiese der Lyrik durch die Weltbegebenheiten wie vom Cherub mit flammendem Schwerte verjagt worden. Die Poesie hat wie die ersten Eltern ihre Unschuld verloren.

Wäre nicht die Musik da, welche das wahre Lied noch über Wasser hält: es würde gar keine Empfänglichkeit mehr dafür geben.

Ich kann mich nicht enthalten, noch eine Eigenheit Tiecks, welche sich alle großen Vorleser aneignen sollten, zu erwähnen. Er litt nicht, daß die Damen eine weibliche Arbeit mitbrachten, und die Thür blieb dem eingeladenen Gaste verschlossen, welcher nicht zur anberaumten Stunde kam. Ich finde das höchst natürlich und recht. Bei jedem Schönheitsgenuß muß die feinste Sitte obwalten. Dem, welcher mit allen Kräften seines Wesens eine herrliche Dichtung gleichsam wiedergebietet, und jede Regung der Zuhörer, die nicht Hingebung, und ich möchte sagen Andacht ist, störend sein.

Ganz im Gegensatz zu Friedrich Schlegel, der am liebsten das Gespräch auf politische und religiöse Zustände lenkte, blieb aus Ludwig Tiecks Unterredungen Religion und Politik weg. Sie enthielten nur Ansichten über Poesie und Literatur, und zwar nicht von der ernstesten Seite, sondern von der erheiterten und spöttischen, die deshalb nicht minder belehrend waren. Ein großer Freund und Verherrlicher der Frauendichtung war er nicht. Von de la Motte Fouqué sagte er, seine Poesie sei die Verwesung des Apfels, aber die seiner Gemahlin die des Fleisches. Tieck hatte das mit Friedrich Schlegel gemein, daß er erbarmungslos schlachtete, ohne seinen Opfern im geringsten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Frau de la Motte Fouqué war genial und hoch befähigt, verdiente nicht im geringsten den lieblosen Ausspruch des großen Dichters. Auch gegen seine Schwester Sophia Bernhards war Tieck ungerichtet. Sophie Mereau, eines der lieblichsten Gestirne am Himmel deutscher Poesie, und die Götterode wurde gleichfalls von ihm nicht anerkannt. Ich muß ihm nachsagen, daß ich in seinen Briefen an mich und im Gespräch noch am besten weggekommen bin. Zwar gab er, wenig auf meine Novelle: „die Zeit ist hin, wo Bertha spannt“ und andere, welche die Gunst der Lesewelt in hohem Grade errungen haben. Mich verletzte das um so weniger, als er von einem meiner Werke „Emma, eine Geschichte“ liebevoll sprach und alle meine Lieder liebte. Von Göthe, Schiller, Lessing, Herder und Jean Paul sprach er nie warm und übersießend, wenn er sie gleich, wie billig, gelten ließ. Shakespeare allein hatte seine volle Glut der Bewunderung und Liebe. Er hatte sich ganz in ihn hineingelebt; er war der Frühling seines Gemüthes, die Mensch gewordene Poesie. Man mußte seiner Ansicht sein, wenn man ihn reden hörte, der Strom seiner Beredsamkeit riß alles hin.

Ludwig Tieck war folgende Stelle aus meinen Erinnerungen aufgefallen, ich mußte ihm noch viel über den Gegenstand derselben sagen. Es war

folgende: „ich lernte beim Grafen Escherny Janni Beauharnais kennen, eine Frau, deren Geist und Herz in seltenem Einklange standen. Ich besuchte sie von Zeit zu Zeit und fand ihren Umgang sehr liebenswürdig. Sie war Tante der Kaiserin Josephine, hielt aber damals (1802) noch kein glänzendes Haus und vereinigte um sich her nur einen kleinen Kreis von Schöngeltern, die nicht in dem Ränge eines de Lille, le Gouverneur und anderer der beliebtesten standen, deren Gespräch jedoch anziehend und belehrend war. Der genialste unter diesen Männern war Retif de la Bretonne, seine Erscheinung hatte etwas gewinnendes und anziehendes. Er war von ziemlich großer Gestalt, ziemlich beleibt; er trug sein Haar wie Bernardin de St. Pierre, in natürlichen Locken bis auf den Hals herabfallend. Sein Gesicht war oval, die Nase sanft gebogen, der Mund angenehm, die großen Augen wundervoll, der Blick liebend und leuchtend; seine sanfte Stimme traf das Herz. Er zeigte sich gegen mich so gütig, wie ein Mann an der Reife des kräftigen Mannesalter ein junges Wesen zu behandeln pflegt. Ich hätte ihn gern oft gesehen; allein das Anathema, welches die Welt über ihn ausgesprochen, schreckte mich zurück. O die Welt, wie gern und voreilig urtheilt sie ab! Welche Blüten zertritt sie mit eisernem Fuß! Lange nachdem ich Retif de la Bretonne bei Janni Beauharnais begegnet, fand ich von ungefähr seine Contemporaine vor; ich las darin mit heftigem Schmerz. Die Confessions des unsterblichen Rousseau weissen nichts Aehnliches auf. Nackter Sinnentaumel, Umstoßen aller hergebrachten Sittenlehren, Verlezen aller zarten tiefen Empfindungen, welche das Band der Gesellschaft rein und unverlezt in der Masse der Menschheit erhalten und Schwestern, Töchter zu unantastbaren Gegenständen erheben, denen ihre Angehörigen Schutz, keusche Ehrerbietung und die reinste Anhänglichkeit schuldig sind, fand ich in diesem Werke. Doch glaube ich mich zu erinnern, daß Retif de la Bretonne seine bedauernswürdigen Verirrungen nicht beschönigen will, sondern nur sie unverhehlt darstellte. Zur Zeit der Regentschaft war ähnliches, ich möchte sagen schlimmeres im Schwunge, die Contes de Jean la Fontaine und die Pucelle von Voltaire enthalten Strecken bodenlosern Schlammes, als Retif's verrufenste Werke. Wäre Retif kein Franzose und nicht so unglücklich gewesen; er hätte einer der ersten Schriftsteller seiner Zeit werden können. Es bedurfte nur sittlicher Würde, so würde die reine Gutmüthigkeit, der Feuergeist und das Talent dieses Mannes ihm allgemeine Verehrung gesichert haben. Seine paysanne parvertie, ein Gegenstück zu Marivaux paysan parvenu ist ein Werk, in welchem man keine Abnung von der Unsittlichkeit, die in vielen Werken Retif's

herrscht, findet. Es enthält vornehmlich für Frankreich treffliche Sittenlehren und schreckt vom Laster zurück. Retif war arm; er gerieth in solche Kreise, deren Mitgliedern es vorzüglich um Umwälzung aller Tugend- und Sittengrundsätze zu thun war. Es gab deren in allen Kreisen in Ueberfluß; sie nannten sich Republikaner. Retif besseres Selbst, das er in so mancher seiner Schriften unter andern in *maitre Nicolas* oder *Coeur humain dévoilé* beurkundet hat, war im Strudel jener Zeit zu Grunde gegangen, ohne doch ganz verloren zu gehen; und es sei hier nur die Rede von ihm, um ihn zu beklagen und über die lieblose

Welt zu zürnen, die einen solchen Mann versinken sah und ihm keinen Stab reichte, sich emporzuhelfen." So war ungefähr die Stelle meiner Erinnerungen, die Tieck aus der Handschrift kannte. Er liebte sie. Ich mußte ihm noch viele Einzelheiten von Retif de la Bretonne erzählen, der oft Schonungslos empfand so tief und milde für das Unglück und das Talent! Tieck hatte manche Verwandtschaft mit Börne in Geist und Wesen. O wären uns beide länger geblieben oder würden uns ihnen Aehnliche zu Theil! Wir bedürfen ihrer mehr als je!

## Die Italienische Oper in Wien.

### I.

#### Die Vor-Stationen.

Erst wenn man von dem heimathlichen Herde fern ist, erkennt man recht, was man von ihm hatte. Erst dann, wenn man nur Zuckerwerk zu essen bekommt, weiß man das körnige Brod zu schätzen. Es muß einmal so kommen und kam auch mir so. Wenn ich vor Jahren eine italienische Oper zu hören in die „heiligen Hallen“ trat, war es mir bei den ersten Tönen dieser Musik immer, als sei ich nun erst in meiner wirklichen Heimat. Ich dachte nicht mehr daran, daß ich doch ein Kind des Nordens sei, ich vergaß die schöne deutsche Musik und hatte Lust, mir vorzuspiegeln, daß ich aus Italien stamme. Mignons Sehnsuchtsgefänge waren mir wie das Echo meiner eigenen Gefühle. Mich froh in dem kalten Deutschland; kalt blieb ich bei den Klängen deutscher Musik und schwelgte Tag für Tag in den melancholisch-süßen Melodien des Sängers von Catania, die mich wie im Traum durch die Lüfte nach dem Süden hin trugen. Entzücken erfaßte mich im Schauen der Fata Morgana, die nicht in Luft zerfloß, sondern blieb und täuschte. Standhaft täuschte. Ich athmete köstliche, süßberauschende Lüfte, über mir lachte freudeverklärt oder — theilnahmlos Italiens ewig blauer Himmel, es umfing mich ein schönes, liebeglühendes Weib und am Ruffe ihres Mundes schlummerte ich ein. So war's; der Traum war lebendig und blieb mir immer noch unvergessen, wie ein Stück Lebensgeschichte.

Es wurde endlich anders. Die Zeit verging; ich änderte mich; die Geliebte blieb sich gleich. Bald ward mir die süße Musik ihrer Liebesworte zu einer monotonen Leierei. Sie fanden kein Gehör mehr bei mir, ich achtete nicht viel darauf. Ihre Gaben hatte ich genossen; meine stets willig befreudigte Sehnsucht endigte in kalter Unbefriedigt-

heit. Die Geliebte hatte nichts mehr, mich zu erfreuen, ach, noch weniger, täglich entdeckte ich an ihr neue Mängel. Eines schönen Morgens trat ich unerwartet bei ihr ein und sah zu meinen Schreck, daß die Jahre doch nicht so spurlos an ihr vorübergegangen waren. Wehe und nochmals Wehe!

Unser Verhältniß konnte natürlich nicht von Dauer sein. Geistige Gaben besaß sie nicht; ihre Bildung war unzulänglich; eine ordentliche, vernünftige Unterhaltung konnte ich nicht mit ihr zu Stande bringen. Immer seltener wurden meine Besuche; nun kamen Briefe von ihr, voll von Zärtlichkeitsausdrücken und eben so vielen orthographischen Fehlern. Noch einmal ging ich sie zu sehen und dann war's aus. Komm wieder, rief sie, ich hasse Dich nicht. Stets bist Du willkommen. So schieden wir.

Ich wußte nicht, sollte ich sie nun plötzlich verachten, der ich so wonnige Stunden meines Lebens verdankte. Aber sollte ich ihr treu bleiben? was ist Treue, wenn die Liebe schwand. Nun denn, leben und leben lassen. Ganz gleichgültig wird sie mir wohl nicht werden; aber ich werde doch darauf achten, daß sie nicht zu viele nach mir verführt. — Warnungen! was helfen die! Wenn wir aufhören zu lieben, fangen andere wieder von vorn an.

Der schöne Schein erstreut beim flüchtigen Hinblick. Das schöne Sein erobert für ewig. Wo bleibt man stehen, woran hält man sich? — an das Unvergängliche, Unwandelbare. Die Schale zerspringt; ist ein Kern vorhanden? Das ist die Frage.

Wo bleibt da unsere „Vor-Stationen?“ — Ich hätte schon längst zur Sache kommen sollen; aber man hält gern ein wenig zurück, wenn nichts erfreuliches zu melden ist. Nun, da ist sie. Den Recensenten flieht die Freude und selten kann er fröhlich sein. Diesmal war aber die Sache so gar

trauria, daß nur das Publikum betrübt war und der Recensent seine Lachmuskeln gekitzelt fühlte. Wahre arge Täuschungen bereitete, der Beginn der heutigen Stagione der sehnsüchtigen Hartenden. *Orroro terribile!* „Wie eine Vor-*Stagione* wieder, den Schrecken aller Schrecken.“ So stöhnte das gequälte Publikum, und wenn ich die *Maladetto's*, *Diabolo's* und *Sacramento's* der armen italienischen Zuhörerschaft zählen wollte, ich glaubte mit (den Glück nur einen *Centesione* gerechnet,) ein anständiges Vermögen erwerben zu können. *Fiasko* folgte auf *Fiasko*. Sänger für Sänger, Nummer für Nummer, *Oper* für *Oper* wurden ausgezischt. Es fehlte am Besten, nämlich an guten stimmbegabten und geschulten Sängern.

Daß der Reigen mit *Rossini's Semiramide* eröffnet wurde, war ein bedeutender Fehlgriff gegenüber einem durch *Ritter Verdi's* *Lärmopern* so verwöhnten Publikum. Die gute Dame war auch mit der Zeit ein wenig altersschwach geworden; sie ging nicht, sie wankte über die Bühne, und die Zuhörerschaft wankte und schwankte ebenso. Die Musik wollte nicht mehr recht behagen; sie war den Leuten schon allzu einfach, zu effectlos. Freilich, *Ritter Verdi* weiß besser zu packen. Hat dieser edle Mann einmal auf seinen Streifzügen eine Melodie ercappt, so läßt er gleich Allarm schlagen und das Publikum muß bezirren. — Doch wäre die Königin vielleicht mit mehr Nachsicht behandelt worden, wenn sie würdigere Vertreter gehabt hätte. Aber die Vertreter! Die Träger sämtlicher Partien, von *Frau Olivi-Betture* und *Bertrand* bis auf die *Herrn Bozetti* und *Everardi* waren entweder anfangende, oder — aufgehörnde. Selbst der *Bassifist Mitrovich*, welcher schon im vorigen Jahre an der *Italienischen Oper* mitwirkte, war so gut und so schlecht geblieben, wie bisher. Seine Stimmittel kolossal, sein Gesang ohne Färbung, sein Spiel unbekümmert. Solche Vertreter vermochten die *Semiramide* nicht zu halten. Nach dreimaliger *Reprise* wandelte sie für immer in's Reich der Schatten.

Als 2. *Oper* octroyirte man uns: *Paolina e Polinto*, von *Donizetti*, eines der schwächsten und gehaltlosesten Werke des armen *Maestro*. Merkwürdig ist's, welches Interesse die *Direktion* des *Kärnthnertheaters* an diesem Producte gleich seit seinem Erscheinen bis jetzt genommen hat. Von Jahr zu Jahr ging dasselbe immer mit einem neuen Titel und unter der lockenden Bezeichnung: zum ersten Male — auf's neue über die Bretter. In der deutschen *Opernsaison* gab man das Stück als: die *Römer in Melitone*, in der *Italienischen* als: *I Martiri*; als das nicht „ziehen“ wollte, taufte man das Kind um und die *Oper* spazierte als: *Polinto* über die Bühne. Als das auch nichts half, dachte man an *Romeo und Julia* und nannte

das todtgelesene Stück: *Paolina e Polinto*.\*) Aber ach! auch unter diesem Titel wollte es dem Publikum nicht munden. Zudem war auch die Aufführung der *Oper* nichts weniger geeignet, um ihr nur halbwegs einen *Success* zu verschaffen. Drei neue *Debütanten*, die uns darin vorgestellt wurden, entsprachen ihren Anforderungen nicht. *Frau Fordor* als *Paolina* zerstörte ihre *Partie* durch eine, wenn auch zu entschuldigende, bei dieser Rolle aber in's Gewicht fallende *Ungestlichkeit*. Der *Tenorist Guascho* als *Polinto* zeigte, daß er im Jahre 1842, also vor elf Jahren, im Besitze guter Stimmittel gewesen sein konnte; als er damals sein Verhältniß mit der *Direktion* löste, bedauerte man den Verlust eines guten Sängers; jetzt bedauert man den Sänger um den Verlust seines guten *Stimmfonds*. Der dritte *Debütant*, *Herr Bouché*, entwickelte eine außerordentlich kräftige, nur noch etwas rauhe *Bassstimme*. Dagegen fehlte ihm, was *Guascho* sich erhalten hatte, *Verständniß* für *Gesang*! *Everardi* als *Severo* befriedigte diesmal theilweise.

Nach der unausweichlichen *Reprise* des *Polinto* folgte eine der lieblichsten älteren *Rossinischen Opern*: *L'Italiana in Algeri*. Wieder aber benahm die *Aufführung* dem Publikum fast alle Freude daran, sie stand mit Ausnahme der Leistung des *Herrn Everardi* so unter aller Kritik, daß es nicht der Mühe werth scheint, noch einige Worte zu verlieren; ein Wort des Bedauerns nur für den trefflichen *Maestro*, dessen köstlicher *Humor* von so schlechten und ungelerten Sängern zur *Karikatur* verzerrt, dessen liebliche *Melodien* so geschmacklos dahergeplärrt wurden. Der sonst ganz verdienstliche *Buffo Scalfese* schien seit vorigem Jahre seine Ansicht über *Gesang* wesentlich verändert zu haben; in seinem *Geplärr* konnten wir keinen *Humor* finden. Die übrigen *Partien* wurden von Sängern dritten Ranges gesungen und erlitten vollständigen *Schiffbruch*. Noch weniger klappte das *Ensemble*. Das effectvolle *frische Septett* des ersten und das köstliche *Nieß-Quartett* des 2. *Aktes* wurden beide gänzlich verpfuscht und mit *Zischen* und *Hohngelächter* vom Publikum belohnt. Die *Damen Müller*, *Schwarz* und *Bertrand*, sowie die *Herrn Radl* und *Bozetti* zeigten sich als aller *Stimme* so baar und ledig, daß man nicht begriff, wie die *Direktion* einer *Hofbühne* solche kolossale *Mißgriffe* begehen konnte.

Um nun diese *Schlappe* wieder weit zu

\*) Diese kleine *Kriegslist* der *Direktion* ähnelt nicht übel derjenigen seitens der *Wiener Gaßwirths*, auf deren *Speisetarif* nicht selten gar lockende fremde *Titulirungen* vorkommen, während sich beim *Probiren* der *fröglische* Gegenstand als ein bloß aufgewärmter alter *Bekannter* erweist. Wer in *Wien* gelebt hat, weiß das und wird sich vielleicht auf's neue mancher „*soßbaren*“ *Benennungen* erinnern.

machen, griff man abermals nach Rossini und zwar seinem Meisterwerke, dem Barbieri. Das ist nun freilich eine Oper, die eigentlich gar nicht schlecht gemacht werden kann. Erhob sich auch die Aufführung derselben nur in wenigen Partien über das Niveau des Mittelmäßigen, so gab man sich doch schon zufrieden. Bleibe mürrisch, finster, tadle und mäkle, wer da will, bei diesen rothigen Melodien, die im jugendlichsten Uebermuth dahntraufen.

Was an der Aufführung zu wünschen übrig blieb, erlebte die Musik diesmal an und für sich und ließ die in wahrhaft behaglicher Andacht den Nektar und Ambrosia Rossini's genießender Zuhörer über das Verfehlte hinwegsehen. Und damit schloß sich die sonst so unerquickliche Vor-Stage.

Was brachte aber die Haupt-Stage? — Davon das nächste Mal!

B. A.

## Neue deutsche Trauerspiele.

I.

### Zenobia,

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

A. May.

Zum ersten Male aufgeführt am königlichen Hof- und Nationaltheater in München am 25ten Februar 1853.

Der Dichter der Zenobia ist bereits mit zwei andern dramatischen Arbeiten, „Mazeppa“ und „Eingemarsch“, vor das Publikum getreten, die, wenn auch vielleicht weniger bekannt geworden, als sie es verdienen, bei weitem nicht auf der Höhe stehen, welche May in seiner „Zenobia“ erreicht hat.

Dies neueste Werk giebt uns Bürgschaft, daß wir von einem echt poetischen Geiste, verbunden mit einer glücklichsten Gestaltungskraft, noch bedeutendes zu erwarten haben.

Den historischen Hintergrund der vorliegenden Tragödie bilden die Versuche Julians, (gen. der Apostat) die heidnischen Hellenengötter wieder an die Stelle des mächtig um sich greifenden Christenglaubens zu setzen. — Den Ort der Handlung bildet Daphne in Syrien, wo sich einst „in stolzer Pracht“ der Tempel Apollons erhob. Im Eingang erblicken wir in einem Gewölbe verborgen Lysistratus, den Priester des zerstörten Apollotempels, den alten Bildhauer Agastias und Lysistratus Tochter Zenobia, welche dem eifrig Statuen meißelnden Agastias zum Modelle dient. Lysistratus steht vor einer Tafel und liest:

„Such Kinder eines künftigen Geschlechts  
Das einst auf diesen Fluren wandeln und  
Verwundert stille stehn wird, wenn es zwischen  
Dem krenzbedeckten Leichenfeld der Christen  
Auf die Ruinen dieser Zeit  
Und eines andern Götterdienstes stößt,  
Such weilt Lysistratus, der letzte Priester  
Apollons, in seinem Heiligthum zu Daphne  
Dies Bild vom Wohnsitz seines Gottes, und  
Dem Dienst, womit ein dankbares Jahrtausend  
Latonas großen Sohn einst hier verehrt. —

und in die begeisterte Beschreibung des Tempels welche der Widmung folgt:

„Hier nahm Vergnügen die Natur  
Des Gottesdienstes an, und nur der Freude  
War Daphnes Hain geweiht, der Uervigkeit  
Und Liebe“ —

mischt sich ein dumpfer christlicher Grabgesang. Lysistratus verzweifelt am Siege seiner Götter, während Zenobia in flammender Begeisterung auf die Zukunft weist. Ihr Vertrauen soll nicht getäuscht werden, ein „Eingeweihter von Eleusis“ begehrt Einlaß und verkündigt:

„Laß, Kreter ab, die Ewiggen zu schmähern,  
Nein, Priester, unsre Götter stehen nicht,  
Wenn sie auch grollend sich auf eine Stunde  
Von dem entarteten Geschlechte wandten:  
Der Blick des Unmuths flärte bald sich wieder  
Und sie beschlossen mit verjüngtem Glanz  
In die verlassne Welt zurückzukehren!“

Den ungläubig Staunenden erzählt er die Bekehrung des neuen Imperators Julian,

„von dem blutigen Oheim  
Zu einem frommen Gläubiger bestimmt.“

— „Sie waren schon daran,  
Den Geist des Jünglings langsam abzutöden,  
Da ward ihm durch den ewigen Homer  
Die Heldenwelt der Griechen aufgeschlossen. —  
Er stahl sich nach Athen. Dort in dem Haine  
Des Akademos, wo einst Sokrates  
Und Plato wandelten, enthüllten ihm  
Die Weisen des Jahrhunderts ihre Lehre!“

Während Zenobia ein entzücktes „Heil dem Helden!“ jauchzt, tritt der fanatische Einsidler Basilus ein und flucht „dem Gottesläugner!“ Lysistratus ruft ihm entrüstet zu:

„Heb dich von dannen rasender Befehrer,  
Du siehst hier herrschen noch die alten Götter!“

Basilus erwidert:

„Ich bin auch nicht gekommen, meinen Gott  
In diesem Pfuhl der Hölle zu verkünden,  
Nur eine Seele will ich aus ihm retten,  
Sprich, Weib, bist du das Kind Lysistratus!“

Schon vorher, als Lysistratus dem unbekanntem Eingeweihten all den Jammer, welcher über die Apollobelkner herabgebrochen ist, mitgetheilt hat, beklagte er auch den Verlust eines Sohnes, denn ihm bei der Vertreibung aus dem Tempel die

Christen Antiochias geraubt. Als diesen giebt sich Basilius zu erkennen.

„Dein Sohn sinkt dankend in den Staub vor Gott,  
Daß er ihn einst an seine Brust gezogen!“

Vom Vatergeföhle übermannt, vergißt Lysistratus Gott und Götter und will seinen geliebten „Hylas“ umarmen. Der junge Einsiedler aber stößt den Vater zurück:

„Nur wenn die Bande der Natur sich auch  
Zu einem Band der Glaubenseinheit läutern,  
Gestattet mir der Himmel sie zu ehren!“

Und als seine Bekehrungsversuche sowohl beim Vater, als bei der Schwester scheitern versucht er die Statuen der Götter zu zerhacken, woran ihn Lysistratus und der Unbekannte hindern. In diesem Augenblicke erscheint der Feldherr Parmenio mit Soldaten und in dem Unbekannten wird Julian „der Abgefahne selbst“ erkannt. Stark und mächtig ruft er dem erstaunten Lysistratus zu:

„Lysistratus, die Welt ist klein geworden,  
Ich will sie wiederum zu Größe führen,  
Ich will den Glauben wieder neu beleben!  
Zum zweitenmal ersch' das Alterthum,  
Und seine ganze Hoheit lehre wieder!“

Während Lysistratus von dem Glücke überwältigt wird, flammt auch Zenobia auf:

„Hinauf! Hinauf! Der Gott der Zukunft weissagt,  
Bedarf des Mundes einer Priesterin.  
D' flecht mir den Lorbeer in das Haar,  
Laß mich die Pythia eurer Siege werden.  
Ha schon durchglüht es mich. Das Aug' wird klar,  
Schon seh ich alle Völker am Altar  
Und eine neue Götterzeit auf Erden!“

Der zweite Akt beginnt bei dem Feste, welches bei der Wiedereinführung des Apollodienstes gefeiert wird. Parmenio und der Germane Clodomar, Feldherrn Julians, sollen dem Gotte zuschwören und der erste in dessen Herzen eine glühende Leidenschaft für Zenobia entbrannt ist, jauchzt der Stunde entgegen. Ernst fragt Clodomar:

„Du schwörst Apello zu? Parmenio,  
Bekenn' es mir, kannst du auch an ihn glauben?“ —  
„Was sich hier regt, nenn's Glauben, Träumen,  
Dichten,  
Wie dir beliebt!“ — —  
Von einer Mutter, die mich heiß geliebt,  
In christlicher Gewöhnung auferzogen  
Begab ich mich, ein gläubig frommer Knabe  
Auf die Gelehrtenchule nach Athen.  
Du kennst die Griechenstadt. Noch hat die Zeit  
Mit rohen Armen nicht verheerend über  
Den Schauplatz weggestreift, wo Sophokles  
Dereinst ein Künstlervolk entzückte, und  
Aspasia beim scherzenden Gelag,  
Der Weisheit Rosen um die Schläfe wand.  
D' denke ein Herz voll wilden Jugenddranges  
Mit einem Mal in dieser Schönheitsfülle  
Von Kunst und Leben, die ihm lächelnd winkte!  
Sie zu genießen und zu gleicher Zeit

Von reinem Gott verfolgt, der jeden Schritt  
Mit einem warnenden: es ist verboten, begleitete!

Da führte Julian  
Die alten Götter auf den Thron zurück.  
Begeistert naht ich ihm, und wie den Sohn  
Nahm er den Schwärmer auf. Der Philosoph —  
Er nennt mich scherzend sein ergänzend Theil,  
Den Freund Poeten!“

Clodomar entfernt sich. Parmenio's Mutter Helena tritt vor ihren Sohn, der eben im Begriffe steht, dem Gott zu opfern. Sie ruft ihm seine Kindheit und deren Glauben in's Gedächtniß zurück. Parmenio wird schwankend, die Leidenschaft für Zenobia indeß zieht ihn mit Hintansetzung aller Rücksichten und Pflichten fort. Julian fordert Zenobia auf, das Weib des Feldherrn Clodomar und „Königin eines Heldenvolks“ zu werden, um den alten Götterdienst neuen Menschen zu bringen.

Einen Augenblick schwankt diese, dann geht sie, nachdem der Kaiser seinen Entschluß bereit verkündigt und dadurch in Parmenio die kühnsten Hoffnungen wachgerufen hat, die Opferschaale als Zeichen ihrer Wahl an Clodomar zu reichen. Dieser weist sie zurück, weil er ein Christ sei. Während ein Schrei des Abscheus und Entsetzens durch die Versammelten geht, legt Clodomar offen dem Kaiser sein Bekenntniß ab.

„O Kaiser, als ich diese Botschaft hörte,  
Empfand ich es hiez klar, sie — sie nur kann  
Die Sonne sein, die sich erheben muß,  
Um einen neuen Tag heraufzuführen;  
Denn eine Knespe schloß sie in der Brust  
Des Menschen auf, die bis zur Stunde noch  
Verborgen, unentfaltet in ihr ruhte  
O eine Seite seiner eignen  
Natur, die deine Weisen nie geweckt  
Und die nur der Vergangenheit gefehlt,  
Sie über deine Götter zu erheben,  
Wir nennen sie Gemüth und ihre Frucht  
Heißt Liebe!“

Aus der dumpfen Betäubung erhebt sich die Stimme Lysistratus, der Clodomars Bestrafung fordert. Julian glaubt den Frevler damit am besten büßen zu lassen, daß er das neue Aufblühen des Tempels sehen müsse und läßt Parmenio als Stadthalter und Clodomar als Gefangenen zurück; der fanatische Basilius ist indeß noch einmal erschienen und hat Zenobia zu bekehren gesucht. Er enthüllt ihr den Plan „christlicher Jünglinge“, welche in der Wüste einen Bund geschlossen haben, den Imperator zu ermorden, so daß Zenobia die Kraft, dem Heere Sieg zu verkünden, entfällt und sie den Kaiser beschwört zu bleiben. Julian aber ergreift die Adlerstandarte und ruft: mit seinen Kriegern nach Persien!

Der dritte Akt führt uns wieder in den Tempel. Einer unmuthvollen Begegnung zwischen Parmenio und Lysistratus, dessen Charakter sich immer

mehr, als der eines herrschsüchtigen und unduldsamen Priesters entwickelt, folgt ein Zusammentreffen anderer Art: Parmenio bestürmt Zenobia mit seinen Liebeschwüren und droht zuletzt, als alles Flehen umsonst bleibt:

„Zerissen werf ich hier die Jügel nieder,  
Die mir Gesetz und Sitte angelegt,  
Es giebt nur einen Wunsch — ihn zu erfüllen —  
Ha! keine Möglichkeit, vor der ich bebe!

Der Bildhauer Agastias hat indessen den gefangenen Clodomar heimlich in den Tempel geführt, Zenobia in deren Herzen die Liebe zu dem Germanen mächtig erwacht ist, will es in einer geheimen Zusammenkunft versuchen, den Christen zu überwinden. Aber mit den Worten:

„O sieh, daß du, auf deren Stirn vor allen  
Des eingebornen Gottes Zeichen leuchtet,  
Nicht eine Ahnung hast von deinem höhern  
Selbst, deiner edleren Natur, von deiner

Unsterblichkeitsbestimmung, daß du dich  
Den andern gleich mit deiner großen Seele  
Begnügen kannst, dem Staube zugehören“ —

macht Clodomar Zenobia wankend und nur erst, als er ihr die Liebe preist:

„Die auch verdammt, den eignen Wunsch zu meiden,  
Schon glücklich ist, für ihr Gefühl zu leiden —

rafft sie sich nochmals in die Höhe, um abermals besiegt zu werden. Da flammt der Apollotempel auf: in der Verwirrung, die entsteht, erscheint Basilus und jauchzt auf den rauchenden Trümmern, aus denen Zenobia durch Parmenio gerettet worden ist und unter denen der alte Bildhauer sein Ende gefunden:

So brannte dem Apollo noch kein Opfer,  
Triumph, Triumph, mein Gott bist du verherrlicht!

(Schluß folgt.)

## Feuilleton.

### Literatur.

Eine Ausgabe von Ferdinand Stolle's **Gesamttwerken**. Der aller „gemüthlichen“ Lesewelt hinlänglich bekannte Dorfbarbier, Ferdinand Stolle, beabsichtigt im Verlage von Ernst Keil zu Leipzig seine sämtlichen Werke (Romane, Novellen, Humoresken, lyrische Gedichte, Autobiographie) erscheinen zu lassen. Im allgemeinen gehören Stolle's Schriften denjenigen Literaturerzeugnissen zu, welche sich weniger durch eine blendende Darstellungsweise oder Gedankenreichthum auszeichnen, sondern sich durch eine unendliche Liebenswürdigkeit, die man heraus fühlt, und den heiligen Ernst, dem es dem Verfasser um die Produktion ist, lieb gewinnen lassen. Besonders für die heranwachsende Jugend sind sie zu empfehlen, da sie, von aller trocknen Schulweisheit und Moralphilisteri entfernt, gleichwohl auch nicht jenen Boden betreten, welchen die die Gegenwart schildernden und der Zukunftsausschauung dienenden Schriftsteller nur zu häufig einnehmen müssen, um mißverstanden zu werden. — Das erste Bändchen dieser Ausgabe von Stolle's Schriften ist soeben erschienen und werden wir in unsrer Bücherschau ausführlich darauf zurückkommen.

### Musik.

**Richard Wagners Musikfest in Zürich.** Die in der letzten Nummer unseres Blattes erwähnten Musikaufführungen unter Leitung unseres genialen Richard Wagner sind soeben vorüber — werden aber allen denen, welche so glücklich waren ihnen beizuwohnen, unvergeßlich bleiben. Die Kosten des Festes waren durch Subscription gedeckt und der Zutritt unentgeltlich. Als am ersten Tage die Begeisterung des Publikums mit jeder Nummer wuchs, machte sie sich in stürmischem Jubelruf Luft und überschüttete Richard Wagner mit Kränzen und Blumen. Ein Orchester aus siebenzig guten Musikern bestehend und ein Chor von hundertunddreißig Mitgliedern unterstützten ihren Dirigenten trefflich. Wir werden vielleicht nächstens einen ausführlichen Bericht über das ganze Fest, was vom funfzehnten bis zweiundzwanzigsten Mai dauerte, bringen.

**Das Rheinische Musikfest.** Unter Schumanns und Hillers Leitung hat am funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Mai ebenfalls ein großes Musikfest in Düsseldorf stattgehabt.

**Eine neue „große“ Oper.** In der Pariser großen „Oper“ macht Niedermeyers neuestes Werk: „die Fronde“ betitelt, Furore und hat bereits acht Aufführungen erlebt.

**Das Verbot der Gesangvereine in Hessen-Cassel.** In Hessen-Cassel, bekanntlich einem sehr glücklichen Lande (näheres siehe jede Nummer des „Kladderadatsch“) sind alle Gesangvereine als „revolutionär“ verboten worden. Nun weiß aber jeder Mensch, daß die Gesangvereine sehr kleine Fortschrittsbeine haben und so gut wie große Kapellen jeden Schritt vorwärts „nach Olympiaden rechnen.“

**Sängergastspiele.** Der Bassist Nieger aus Breslau gastirt im Berliner Opernhause; Frl. Jenny Mey in Hamburg.

## Theater.

**Ein Klein'sches Lustspiel in Leipzig.** Zu einem Gastrollenciclus *Mari's* in Leipzig wird außer „Faust“, „Kokotko“, „Helene von Sciglière“ das Klein'sche Lustspiel: „ein Schüßling“ vorbereitet.

Die Journalisten sind in Coburg zum ersten Male mit großem Beifall gegeben worden.

**Oskar von Redwitz, sein Drama und seine Propheten.** Unter der Ueberschrift: „Oskar von Redwitz“ berichten die Feuilleton heifenden und sein vollenden Spaltchen der „freimüthigen Sachsen-Zeitung“ in Dresden wie folgt: „der Dichter, welcher diesen vielbekanntesten Namen trägt (theures Tragen theuren Namens!) weilt gegenwärtig in Dresden.“ — Glückliches Dresden, dem es vergönnt ist, in seinen Mauern den Heros der deutschen Poesie, den Messias aller saden gefühlstüßlichen Reimerei weilen zu sehen. Zwar nennst du Karl Gutzkow, Berthold Auerbach, Otto Ludwig, Moritz Heydrich und noch so manche andere Poeten und Schriftsteller von Gottes Gnaden dein, aber was will das sagen gegen das neue Evangelium: Oskar von Redwitz weilt in Dresden.

Was macht Oskar Redwitz in Dresden? „Er hat bekanntlich ein Jahr Urlaub von seinem Professorenamt in Wien erhalten.“ Richtig das stand einmal in den Zeitungen, die meisten Menschen werden es wohl wieder vergessen haben und es fragt sich nur, wer über den Urlaub froher gewesen, das Amt, der Professor oder die Studenten. Jedenfalls die lehtern, aber ihre Freude kommt dem unglücklichen Deutschland theuer zu stehen, denn Oskar von Redwitz „nahm er sich vor, ein christliches Drama

zu vollenden.“ Und das hat er, Gott sei's getlagt, gethan!

„Schon hat der Dichter seine große Aufgabe (?) vollendet — Sigelinde heißt das Werk.“ Gut, daß man wenigstens den Namen erfährt, wo weiter nichts zu erholen ist. „Gestern ward mir (ego = Referent der „freimüthigen Sachsen-Zeitung“) der hohe Genuß zu Theil, im Salon des Herrn Professors v. B. den Dichter sein dramatisches Erstlingswerk lesen zu hören. — Alle seltenen Vorzüge, welche das poetische Genie! (Mäßigung ist zu allen Dingen gut, sagt Hoffmann von Fallersleben und Talent thät's wohl auch!) Redwitzens vor der Dichtermenge jehiger und vergangener Zeit voraus hat, finden sich auch im reichsten Maße in der Sigelinde vereinigt.“ — Du stolzes Deutschland freue Dich, Du wirst ein schönes Werk erhalten! Worin bestehen die seltenen Vorzüge? „Zauber der Sprache (Schiller?), vollendete Form (Platen?), Sinnigkeit (Hölderlin, Uhland, Heine, habt ihr das alles nicht?) tiefe Frömmigkeit, Einfachheit der Handlung, die sich nach den edelsten christlichen Grundsätzen verschlingt und löst, alles durchdringt Redwitzens Drama.“ Wenn uns nun auch nicht einleuchtet, wie sich eine Handlung „christlich“ verschlingen und lösen kann, so wünschten wir allerdings, daß sich die ganze Handlung verschlänge und wir so auf beste Manier das ganze Drama los wären. Wir erfahren aus der Sachsen-Zeitung noch ferner: „daß nur von Redwitz und Geibel noch Heil für die deutsche Poesie zu erwarten sei,“ was allerdings sehr ungünstig für dieselbe klingt. Und endlich, „daß die meisten gegenwärtigen Dichter sich in der „Pfütze der Gemeinheit und Gottlosigkeit“ wälzen,“ — eine traurige Wahrnehmung, der man durch eau de Amaranth entgegenzuarbeiten sucht. Oskar von Redwitz Drama Sigelinde wird den Weg über alle Bühnen machen, die kirchgläubige Partei hat die bisherige Verfluchung des Theaters als Kirche des Teufels aufgegeben und man wird in Zukunft auch von der Bühne herab gegen Gottlosigkeit und Weltlichkeit kämpfen.

Ginstens rannten euch die Dicken mit dem Wanst die Thüren ein,  
Doch es kriechen jetzt die Dünnen uns durchs Schlüsselloch herein.

## Correspondenz.

⊙ Leipziger Wochenchronik.  
(31. Mai.)

(Stadttheater: Die Jungfrau von Orleans. — Tischatsched. — Preciosa. — Die Regie und die Poesie.)  
Im Stadttheater wurde am Donnerstag nach den Pfingstfeiertagen bei Gelegenheit einer Bons-

vorstellung wieder einmal ein classisches Stück gegeben: Schillers „Jungfrau von Orleans“ ging über die Bretter. Oder sie ging eigentlich nicht, sie wurde darüber gegangen in einer Grausen erregenden Weise. Herr Rudolph (Graf Dunois) befriedigte an diesem Abend, Fr. Schäfer (Johannad'Arc) hatte ihr permanentes Declamiren auch in dieser Rolle beibehalten und in Scenen der höchsten Erstase konnte man glauben, daß sie Verse aus Amaranth recitire. Herr Böckel (Karl VII.) spielte und sprach wie ein verkleidetes Mädchen gespielt und gesprochen haben würde, Fr. Huber's Rolle (Königin Isabeau) war bis auf die Thurm-scenen im letzten Acte gestrichen worden, ein Herr Stephan (großes nicht genug zu empfehlendes Talent!) sprach seine Botschaft als englischer Herold im Targen eines Naturburschen, den die Götter mit dem, womit sie vergeblich kämpfen, reichlich gesegnet haben. Das Ensemble klappte vortrefflich, so daß eine Theaterarmee von circa einem Viertelhundert Statisten beim Publikum stets große Heiterkeit erregte. Kurz das Ganze schien eben dazu gemacht, den Leuten den Geschmack an classischen Stücken zu verderben, um denn desto bequemer sagen zu können, daß das Theater bei solchen leer bleibe. Ja, hätte man ein abgeschmacktes Rührstück, eine Birchpfeifferei oder Starkecke Gemeinheitsposse gegeben, so würden Regie und Darsteller großen Fleiß darauf verwendet haben.

Lichatscheck hat bis jetzt noch hier gewollt und ist als Tannhäuser, Raoul, Ivanhoe, Georg Browne, Max und Maseniello (Stumme von Portici) aufgetreten. Wie billig, hat er stets großen Beifall und ein gefülltes Haus gefunden. Eine mit sehr unzulänglichen Mitteln ausgerüstete Coloratursängerin, Frau Fernau aus Sondershausen, versuchte einige Gastrollen, fiel aber, um ganz populär zu sprechen, durch.

Die Regie des hiesigen Stadttheaters, besonders des Schau- und Trauerspiels (Herr Rudolph) hat es für gut befunden, zur Vorführung eines Gastes aus Bremen Herrn Daub das alte ausgelebte, nur durch Webers Melodien zusammengehaltne, Pius Alexander Wolffsche Spektakel- und Zigeunerstück „Preciosa“ wieder zu geben. Man sollte das eigentlich als eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit für die Poesie betrachten, denn Preciosa ist in Versen geschrieben und denen geht ein Regisseur aus dem Wege wie die höllische Majestät einem Kreuze! Aber wir verzichten auch auf diese liebevolle Zuorkommenheit, wenn wir nur endlich die kernige Prosa von Otto Ludwigs „Erbförster“ und die feine von Gustav Freytag's „Journa-

listen,“ (die uns seit mehreren Wochen versprochen sind) erhalten. Dingelstedts „Barneveldt,“ Schloenbachs „Gustav III.“ sind ebenfalls zugesagt: wo bleiben sie? Wahrscheinlich wird alles das bis zum Winterhalbjahre verschoben — damit man da nichts anzunehmen oder einzustudiren braucht. Die Regie hat eine sehr zarte Aufmerksamkeit für die Poesie; Pius Alexander Wolf und die Preciosa!! —

### Beitschwingen.

Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart ist die Erziehung des weiblichen Geschlechtes. von der die ganze Zukunft abhängt. In dem Sinn, in welchem diese zur Zeit noch offene Frage beantwortet und gelöst wird, werden die nächsten Geschlechter denken und handeln, und man sollte sich beeilen dem Unglück vorzubeugen, welches aus einer Beantwortung der Frage im Sinn des Pietismus entspringen würde und müßte. Wie wenig aber hier von Seiten derjenigen geschieht, welche auf der Höhe der Zeit zu stehen vermeinen, ist kaum zu sagen.

Eine Versammlung der deutschen Bühnenvorstände. In Leipzig wird am zehnten Juli eine Versammlung der deutschen Bühnenvorstände stattfinden, in der man sich über verschiedene wichtige Fragen zu einigen gedenkt. Wenn man sich lieber einigen wollte. Ob von dieser Versammlung etwas zu hoffen — wir bezweifeln es. Man wird die Maßregeln gegen kontraktbrüchige Schauspieler und Choristen noch schärfen,

„Nur die Steuern werden steigen,  
Nur die Galgen sich vermehren“

und im übrigen wird „alles beim alten bleiben.“ Herr von Gall hat den besten Willen — unbedingt muß aber bei einer Reform mit der Purificirung des Repertoires und der Kritik begonnen werden und nicht bei „Cartellvereinen“ — die an sich recht gut sein mögen.

### Briefkasten.

Herrn Dr. W. N. in Landsberg a. d. W. Das Bühnenmanuscript und die Gedichte sind eingegangen, die Erzählung noch nicht. Herrn E. R. in Würzburg. Weitere Beiträge, besonders „Skizzen aus Franken“ in der Art der „Briefe eines Norddeutschen“ sind ganz willkommen. Herrn Bernh. X. in Wien. Lassen sie bald etwas von sich hören!